

(Nachdruck verboten.)

2]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Drittes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, als Maslowa, vom langen Gehen ermüdet, mit ihren Transporteuren das Bezirksgericht betrat, lag der Nefse ihrer Erzieherinnen, Fürst Dmitri Zwanowitsch Rechljudow, der sie verführt hatte, noch in seinem hohen, zertüftelten Sprungfederbett mit Dammenmatratze, knöpfte den Kragen seines reinen, holländischen Nachthemds mit ausgebügelten Brustfalten auf und rauchte eine Cigarette. Er schaute unverwandt vor sich hin und dachte darüber nach, was ihm heute bevorstände und was gestern gewesen wäre.

Ihm fiel der gestrige Abend ein, den er bei den reichen und berühmten Kortschagins zugebracht, deren Tochter er, wie man allgemein annahm, heiraten würde — und er seufzte unwillkürlich und warf die ausgerauchte Cigarette fort und wollte sich eine frische aus dem silbernen Cigarettenbehälter nehmen. Aber dann besann er sich eines andern, ließ seine glatten, weißen Beine vom Bett herunter, suchte die Pantoffeln, warf einen seidenen Schlafrock über die vollen Schultern und ging mit schnellen, schweren Schritten in das Ankleidezimmer neben dem Schlafgemach, welches von seinem Geruch verschiedener Elixiere, Bartpomaden und Parfüms ganz durchdrungen war. Hier putzte er seine an vielen Stellen plombierten Zähne mit einem besondern Pulver, spülte den Mund mit wohlriechendem Mundwasser aus und begann dann sich an allen Seiten zu waschen und mit verschiedenen Handtüchern abzureiben. Die Hände wurden mit parfümierter Seife gewaschen, die langen Nägel sorgfältig mit einer Nagelbürste gereinigt; dann spülte er über einem großen Marmorwaschbecken das Gesicht und den dicken Hals ab und trat darauf noch in einen dritten Raum neben dem Schlafzimmer, wo eine Donche hergerichtet war. Hier wusch er den muskulösen, fettbelegten Körper mit kaltem Wasser, rieb ihn mit einem rauhen Badelaken ab, zog sauber geplättete Wäsche und die spiegelblank geputzten Schuhe an und setzte sich vor die Toilette, um seinen kleinen, schwarzen, krausen Bart und das auf der Vorderseite des Kopfes etwas spärlich gewordene lockige Haar mit zwei Bürsten zu frisieren.

Alle Gegenstände, die er in Gebrauch nahm: Toilettenzubehör, Wäsche, Kleidung, Fußzeug, Schlips, Tuchnadel, Hemdenknöpfe waren von der allerbesten und teuersten Sorte; unaußfällige, einfach, solide, kostbar.

Aus einem Dugend Schlipfen und Tuchnadeln wählte Rechljudow die ersten besten aus — was ihm einst Vergnügen gemacht hatte, ihm jetzt aber höchst gleichgültig geworden war —, zog sein gereinigtes, auf dem Stuhle zurechtgelegtes Zeug an und trat, wenn auch nicht ganz frisch, so doch sauber und parfümiert, in das lange Speisezimmer, dessen Parkett-Fußboden erst gestern von drei Anshits glatt gebohrt war. Hier stand ein ungeheures Eichenblüfett und ein ebenso großer Ausziehtisch, der mit seinen breit auseinanderstehenden, in Form von Löwenklauen geschnittenen Füßen einen imponierenden Eindruck machte. Der Tisch war mit einem feinen, gestärkten Tischuch mit großem Monogramm bedeckt; auf ihm standen eine silberne Kaffeekanne mit dampfendem Kaffee, ebensolche Zuckerdose, der Nahntopf mit heißem Rahm und ein Körbchen mit frischen Semmeln, Zwieback und Biskuit. Neben dem Gedeck lagen die eingetroffenen Briefe, Zeitungen und ein neues Heft der französischen Zeitschrift „Revue des deux Mondes“. Rechljudow wollte gerade mit Lesen der Briefe beginnen, als durch die in den Korridor führende Thür eine starke, bejahrte Dame, mit einer den Scheitel bedeckenden Spitzenhaube auf dem Kopf, erschien. Das war das Dienstmädchen der unlängst in dieser Wohnung verstorbenen Mutter Rechljudows, Agraphena Petrowna, die bei dem Sohne in der Eigenschaft einer Haushälterin geblieben war.

Agraphena Petrowna hatte zu verschiedenen Zeiten im ganzen wohl zehn Jahre im Auslande zugebracht und besaß nun das Aussehen und die Manieren einer Dame. Sie lebte

von ihrer Kindheit an im Hause Rechljudows und hatte Dmitri Zwanowitsch schon gekannt, als dieser noch ein ganz kleines Kerlchen war.

„Guten Morgen, Dmitri Zwanowitsch.“

„n Morgen, Agraphena Petrowna. Was neues?“ fragte Rechljudow scherzend.

„Ja, ein Brief von der Fürstin, oder ihrem Fräulein Tochter. Das Mädchen hat ihn schon vor einiger Zeit gebracht; sie wartet bei mir,“ sagte Agraphena Petrowna und überreichte Rechljudow den Brief, wobei sie bedeutungsvoll lächelte.

„Schön, einen Augenblick,“ sagte Rechljudow, nahm den Brief entgegen und machte dabei ein ärgerliches Gesicht, weil er das Lächeln der Haushälterin bemerkt hatte.

Das Lächeln Agraphena Petrowna bedeutete, daß der Brief von der jungen Fürstin Kortschagina kam, die Rechljudow nach Meinung der Haushälterin heiraten würde. Und diese durch das Lächeln Agraphena Petrownas ausgedrückte Vermutung war Rechljudow unangenehm.

„Also ich werde ihr sagen, daß sie warten soll.“ Damit nahm Agraphena Petrowna die Staubbürste vom Tisch, die nicht an der richtigen Stelle lag, trug sie an einen andren Platz und verschwand aus dem Speisezimmer.

Rechljudow öffnete das parfümierte Billet, das Agraphena Petrowna ihm überreicht, und begann zu lesen:

„In Erfüllung der auf mich genommenen Verpflichtung, Ihr Wohnzettel zu sein,“ stand auf dem grauen, dicken Papier mit ausgefransten Rändern in scharfen, aber weitläufigen Zügen — „erinnere ich Sie daran, daß Sie heute, am 28. April, im Schwurgericht zugegen sein müssen und deswegen keinesfalls mit uns und Kolosow zur Gemäldebesichtigung fahren können, wie Sie mit dem Ihnen eignen Leichsin gestern versprochen; es sei denn, Sie verspürten Lust, die dreihundert Rubel, die Sie für Ihr Pferd nicht daran wenden wollen, dem Gerichtshof als Buße für verspätetes Erscheinen zu bezahlen. Mir fiel das gestern ein, als Sie eben fortgegangen waren. Also vergessen Sie es nicht. Fürstin W. Kortschagina.“

Auf der andren Seite stand in französischer Sprache:

„Mama läßt Ihnen sagen, daß bis zur Nacht für Sie gedeckt bleibt. Kommen Sie bestimmt, einerlei wann.“

M. A.“

Rechljudow runzelte die Brauen. Dieses Billet bildete eine Fortsetzung der kunstreichen Bearbeitung, die die junge Fürstin Kortschagina ihm nun schon zwei Monate lang angedeihen ließ, und die darin bestand, daß sie ihn mit unsichtbaren Bänden immer fester an sich fesselte. Dabei hatte Rechljudow außer der bei nicht mehr ganz jungen und nicht leidenschaftlich verlebten Leuten ganz gewöhnlichen Angst vor der Ehe noch einen andren Grund, weshalb er, selbst wenn es sein fester Entschluß gewesen wäre, nicht sofort einen Heiratsantrag machen konnte. Dieser Grund bestand nicht darin, daß er vor zehn Jahren Katjuscha verführt und verlassen hatte — daran dachte er gar nicht mehr und hielt es auch nicht für einen Hinderungsgrund zur Ehe — der Grund war vielmehr der, daß er eben jetzt zu einer verheirateten Frau in Beziehungen stand, die von seiner Seite zwar gelöst waren, von ihrer aber noch nicht als gelöst angesehen wurden.

Rechljudow war sehr schüchtern im Verkehr mit Frauen; doch gerade diese Schüchternheit hatte in jener verheirateten Frau den Wunsch erweckt, ihn zu erobern. Sie war die Gemahlin eines Adelsmarschalls jenes Bezirks, in welchem Rechljudows Hauptbesitzungen lagen. Und dieses Weib hatte ihn in ein Verhältnis hineingelockt, das für Rechljudow mit jedem Tage anziehender und gleichzeitig immer abstoßender wurde. Zuerst konnte er der Verführung nicht widerstehen, dann fühlte er sich schuldig vor der Frau und vermochte das Verhältnis ohne ihre Einwilligung nicht zu lösen. Das eben war der Grund, weswegen Rechljudow sich nicht für berechtigt hielt, der Fürstin Kortschagina, selbst wenn er es gewollt hätte, einen Antrag zu machen.

Auf dem Tisch lag gerade ein Brief vom Manne dieser Frau. Als Rechljudow die Handschrift und das Monogramm sah, wurde er rot und verspürte sofort jenen Stoß im Innern, den er stets beim Gerannahen einer Gefahr fühlte. Aber seine

Erregung war unison: der Cheinann, der Adelsmarschall, teilte Rechljudow mit, daß für Ende Mai eine außerordentliche Landschaftsversammlung einberufen worden sei; er bäte nun Rechljudow, unverzüglich zu erscheinen und bei den bevorstehenden wichtigen Verhandlungen der Landschaft über Schulen und Chausseen, wo man sich auf starken Widerstand der Rückschrittspartei gefaßt machen müßte — sein Wort in die Waagschale zu werfen.

Der Adelsmarschall war ein liberaler Herr, den dieser Kampf gegen den Rückschritt vollständig in Anspruch nahm. Von seinem unglücklichen Familienleben hatte er keine Ahnung.

Rechljudow gedachte all der qualvollen Augenblicke, die er wegen dieses Mannes durchlebt: er entsann sich, wie er einmal geglaubt, der Gatte wüßte alles, und sich auf ein Duell mit ihm gefaßt gemacht hatte, bei dem er in die Luft schießen wollte — und ferner der schrecklichen Scene, wo sie in Verzweiflung von ihm fort in den Garten zum Teich gestürzt war, in der Absicht, sich zu ertränken, und er dann hinterherließ, sie zu suchen.

„Ich kam jetzt nicht hinfahren, ich kam nichts unternehmen, bevor sie mir nicht antwortet“ — dachte Rechljudow. Er hatte ihr vor einer Woche einen entscheidenden Brief geschrieben, in dem er sich schuldig bekannte und zu jeder Art von Buße bereit erklärte; zugleich aber, in ihrem Interesse, ihre Beziehungen als endgültig gelöst bezeichnete. Auf diesen Brief erwartete er eine Antwort und erhielt doch keine. Das war zum Teil ein gutes Zeichen. Wenn sie mit einem Bruch nicht einverstanden gewesen wäre, hätte sie längst geschrieben oder wäre gar selbst gekommen, wie sie früher oft gethan. Rechljudow hatte gehört, daß jetzt ein Offizier dort weilte und ihr den Hof machte. Das quälte ihn mit Eiferjucht und erfüllte ihn gleichzeitig mit Hoffnung auf Befreiung aus dieser qualvollen, gefährlichen Lage.

Ein anderer Brief kam vom Verwalter seiner Besitzungen. Der Verwalter schrieb, Rechljudow müsse unbedingt selbst kommen, um von seinem Erbe in aller Form Besitz zu nehmen und ferner, um die Frage zu entscheiden, wie denn nun die Wirtschaft fortgeführt werden sollte: in der Art, wie bei Lebzeiten der seligen Fürstin, oder so, wie er bereits der Verstorbenen vorge schlagen hätte und jetzt auch dem jungen Fürsten vorschläge, nämlich: das Inventar zu vergrößern und alles Bauernland selbst zu bestellen. Der Verwalter schrieb, eine solche Art der Bewirtschaftung wäre weit vorteilhafter. Dabei entschuldigte sich der Mann wegen verspäteter Absendung der dreitausend Rubel, die eigentlich schon am Ersten des Monats fällig waren. Das Geld würde mit nächster Post abgehen. Die Absendung habe sich so lange verzögert, weil er das Geld durchaus nicht von den Bauern hätte hereinbekommen können, deren Gewissenlosigkeit jetzt auf dem Punkte angelangt sei, daß man sich an die Behörde hätte wenden müssen.

Dieser Brief war Rechljudow gleichzeitig angenehm und unangenehm. Angenehm war ihm, daß er seine Macht über den großen Besitz empfand, und unangenehm, daß er in seiner frühesten Jugend ein begeisterter Anhänger Herbert Spencers gewesen und in seiner Eigenschaft als zukünftiger Großgrundbesitzer sich ganz besonders von Spencers Darlegungen in den „Social Statics“ betroffen gefühlt hatte, wonach Privateigentum gegen die Gerechtigkeit verstieße. Aufrichtig und entschlossen, wie die Jugend ist, hatte er damals nicht nur gesagt, daß Grund und Boden nicht Gegenstand des Privateigentums sein könne, und in der Univerſität über diese Frage nicht nur ein Werk ausgearbeitet, sondern er hatte damals auch wirklich ein kleines Stück Land, das nicht seiner Mutter, sondern, als Erbteil vom Vater, ihm persönlich gehörte, den Bauern geschenkt, da er nicht gegen seine Ueberzeugung Land besitzen wollte. Jetzt, wo Rechljudow durch Erbschaft ein Großgrundbesitzer geworden war, mußte er sich entscheiden: entweder auf sein Eigentum verzichten, wie vor zehn Jahren auf die zweihundert Morgen Land vom Vater, oder stillschweigend all seine früheren Gedanken als verkehrt und fehlerhaft bezeichnen.

Das erste konnte er nicht, weil er außer dem Grundbesitz über keine Existenzmittel verfügte. In den Staatsdienst wollte er nicht wieder eintreten, er hatte sich doch bereits an ein süßiges Leben gewöhnt, dem er nicht mehr entsagen zu können glaubte. Er fühlte auch gar keine Veranlassung hierzu, da ihm die Eigenschaften seiner Jugend: Ueberzeugungskraft, Entschlossenheit, Ehrgeiz und der Wunsch, andre in Erstaunen zu setzen — längst abhanden gekommen waren.

Zweitens brachte er es aber nicht fertig, sich über die klar bewiesene, von ihm Spencers „Social Statics“ entnommene und dann, viel später, in Henry Georges Werken bestätigt gefundene Thatsache der Unrechtmäßigkeit des Privatgrundbesitzes einfach hinwegzusetzen.

Deswegen war ihm der Brief des Verwalters unangenehm.

Viertes Kapitel.

Nachdem Rechljudow Kaffee getrunken, ging er in sein Arbeitszimmer, um sich aus der Vorladung zu überzeugen, wann er im Gericht anwesend sein müßte, und um der Fürstin auf ihren Brief zu antworten. Der Weg ins Arbeitszimmer führte durch sein Atelier. Im Atelier stand eine Staffelei mit einem angefangenen umgekehrten Gemälde, und rings herum hingen Skizzen. Der Anblick dieses Gemäldes, an welchem er sich zwei Jahre lang abgequält, und der Skizzen und des ganzen Ateliers, erinnerte Rechljudow an das besonders in letzter Zeit empfundene Gefühl des Unvermögens, in der Malerei weiter fortzuschreiten. Er fand die Erklärung dafür in seinem allzusein entwickelten ästhetischen Sinn, aber trotzdem war ihm dieses Bewußtsein sehr unangenehm.

Vor sieben Jahren war er aus dem Staatsdienst ausgetreten, denn er hatte die Entdeckung gemacht, daß ihm Anlage zur Malerei innewohne. Damals hatte er von der Höhe seiner Kunstthätigkeit ziemlich verächtlich auf jeden andern Beruf herabgeblickt. Jetzt zeigte sich, daß er dazu kein Recht gehabt. Deswegen war ihm jede Erinnerung daran unangenehm. Er schaute schweren Herzens auf die elegante Ateliereinrichtung und trat in mißmutiger Stimmung in das Arbeitszimmer. Das Arbeitszimmer war ein großer Raum mit allem möglichen Schmuck, mit besonderen Einrichtungen und Komfort mancherlei Art.

In der Schieblade des großen Schreibtischs fand Rechljudow in der Abteilung „Vorladungen“ alsbald das betreffende Schreiben, in dem sein Erscheinen vor Gericht um elf Uhr verlangt wurde. Er setzte sich hin, um der Fürstin für die Einladung zu danken und ihr mitzuteilen, daß er sich bemühen würde, zum Mittagessen zu erscheinen. Aber als das Billet fertig war, zerriß er es: es war ihm zu intim; dann schrieb er ein zweites: das war zu kühl, fast beleidigend. Er zerriß auch dieses und drückte auf einen Knopf an der Wand. In der Thür erschien ein bejahrter, finsterner Diener. Er war rasiert, trug einen Badenbart und hatte eine graue Kalifschürze vorgebunden.

„Lassen Sie, bitte, eine Droschke kommen.“

„Zu Befehl, Herr.“

„Ja, sagen Sie — da wartet jemand von Kortschagin — ich ließ danken und würde mich bemühen, zu kommen.“

„Sehr wohl.“

Ist unhöflich, aber ich kann nicht schreiben. Werde sie ja doch heute sehen — dachte Rechljudow und ging, um sich anzukleiden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kochfrau.

Skizze von Alfred af Hedenstjerna.

Autorisierte Uebersetzung von G. Krauswetter.

Es war um halb neun an einem Juniabend, als ich mit dem letzten Zug nach der kleinen Stadt kam, die eine Art Metropole in einer Provinz ist.

Als der Zug auf dem Perron anhielt, war ich darauf vorbereitet, wie Herkules am Scheidewege oder als Prinz Paris vor mindestens drei Hotelbedienern und vier Mädchen von Frauen, die Zimmer vermieten, dazustehen.

Aber es war keine Seele zu sehen, die sich um mich kümmerte. Da stand ich wie ein Geächteter, vernahm dann aber schließlich aus dem lebhaften Geseumme um mich, daß Markttag wäre und zog die verständige Schlussfolgerung, daß die Hotels und die Zimmervermieterinnen heute übermütig wären, und begann mich schließlich demütig bei dem Stationsdiener und andren Personen zu erkundigen, welche Aussichten mir in der kleinen Stadt für die Nacht blühten.

Diese schienen recht traurig zu sein für einen Mann, der nicht bereits im Besitz eines Zimmers war. „Die goldene Traube“ wäre voll, wie eine Traube ja von rechts wegen es sein soll, wenn sie auf die Dauer für den Wirt eine goldene bleiben soll, das „Stadthotel“ ebenfalls, das wußte man, und hätten Frau Svensson oder Frau Holm ein Zimmer frei gehabt, dann hätten sie wohl ihre Mädchen zum Zuge geschickt!

Ich habe nun bald Reise-Erfahrungen eines halben Jahrhunderts auf dem Buckel, aber dennoch vertraue ich mich noch aus alter Gewohnheit in schwierigen Fällen an liebsten der weiblichen Warn-

Herzigkeit und Zindigkeit an. Also „vorwärts Marsch!“ zu Frau Ebenfön.

Nach den Bemühungen einer Viertelstunde bekam ich ihr kleines, graues, würdiges Haupt durch ein Fenster hinaus. Aber ins Haus hineinzukommen, war einfach unmöglich. Sie hätte schon Gäste im Vorratszimmer und in der Mädchenstube liegen.

Wenn Frau Holm noch niemals eines betrübten Mannes letzte Hoffnung auf Erden gewesen, so war sie es nun. Nachdem ich ein paar Mal irre gegangen, stand ich schließlich vor einer halb geöffneten Entreehür, hinter der ich in der hellen Sommernacht eine Frau bemerkte.

Ihre Darmherzigkeit schien etwas größer zu sein, als die gewöhnlicher Menschen — aber alle Winkel wären voll.

Siebenmal komplimentierten wir hin und her, und ich stellte es ihr anheim, einen beliebigen Preis zu verlangen oder für den Zweck Freunde oder Freundesfreunde um Hilfe anzugehen. Im Notfalle hätte ich in der Salztüte der Kirche geschlafen und für diesen Fall gern dem Tempel eine kleinere Bier als Dankbarkeitsbeweis gespendet.

Mein tiefer Ernst imponierte schließlich Frau Holm. Nachdem sie an der Thür zum nächsten Zimmer mit einer jüngeren Frauenstimme geflüstert hatte, sagte sie entschlossen:

„Der Herr soll im Bett meiner Tochter schlafen!“
Und als ich im tiefen Gefühl meiner Dankbarkeit schwieg, sagte sie, dieses Schweigen mißdeutend:

„Natürlich nehme ich das Mädchen zu mir! Gehen Sie vielleicht noch ein Weilchen drüben auf dem Kirchhof auf und ab, bis wir das Bett neu bezogen haben.“

Fräulein Holms Klemate war sehr niedrig und besaß kein Fenster, da sie früher als Holzstall benutzt war.

Ein moderner Schulhygieniker hätte kaum geduldet, daß ein Mensch von 142 Kilo dort schlief.

Das Sofa, auf dem wir das sehr prunklose Lager bereitet wurde, war auch recht klein; mit einem Wort: ich konnte Frau Holms klugen Einfall, ihr Kind zu sich hineinzunehmen, gar nicht genug preisen.

Als ich am Morgen aufstand, das Herz von Dankbarkeit erfüllt und mit schweißtriefendem Leibe, klopfte Frau Holm an die Thür und drückte die Hoffnung aus, daß ich gut geschlafen und dabei nicht vergessen hätte, daß der Ausgang durch ihr und ihrer Tochter Zimmer führe. Wenn ich mich aber in das Gewimmel der Boulevards des Städtchens für ein Weilchen mischen wollte, würden die Damen gern Toilette und das Entree passierbar machen.

Meine Nachtruhe war nur gering gewesen, ich hatte Sommerferien, die kleine Stadt sprach mich an und daher beschloß ich, noch einen oder zwei Tage dazubleiben und mich auszuruhen, da die Marktrente doch wohl am Vormittag abreißen, so daß ich ein Zimmer bekommen könnte, daß unter anderen notwendigen Gegenständen auch ein Fenster besaß.

Später am Morgen machte ich die Bekanntschaft meiner Wirtseute. Mama war eine Frau von fünfzig Jahren, mit einem Benehmen, daß nach den lokalen Verhältnissen wohl „Dame“ genannt werden konnte, und das Mädchen war einige zwanzig alt und ganz stattlich und hatte, wie die Mutter, einen Anflug von dem, was man „Erziehung“ nennt.

Es war ein herrlicher Tag. Ich sah träumend auf einer Baul des Kirchhofs und dachte an die Vergänglichkeit aller Dinge, als plötzlich hinter mir ein Geklapper wie von Porzellan ertönte und eine freundliche Stimme fragte:

„Darf ich Ihnen eine Tasse Kasse anbieten?“

Da stand Frau Holm mit Tasse und Kasse mitten auf dem Kirchhof!

Ich habe ja bereits gesagt, daß die Stadt klein und patriarchalisch war, und daß Frau Holm dicht neben dem Friedhof wohnte. Aber trotzdem . . .

„Sehen Sie, wir betrachten den Kirchhof ganz als unseren Garten. Hier ist es so hübsch . . .“ sagte Frau Holm entschuldigend.

„Ich bin nicht abergläubisch; ich machte es wie Dietrich, ich schwieg und trank“, da die Frau auch für sich und ihre Tochter Tassen holte. Fühlte sich einer der unter dem grünen Rasen Schlummernden verlegt, müssen wir es halt mit einander abmachen, wenn wir uns in einer andern Welt wiedersehen.

„Nein, nun muß ich fort zum Mittag!“ rief Frau Holm, als die Turmuhr elf schlug.

(Schluß folgt.)

Kleines Heuiletton.

Ik. Vorfrühling. Aus seiner Heimat, den glücklichen Inseln der Tropen, nimmt alljährlich ein Reisender seinen Weg nach dem Norden. Ohne Paß und Akreditiv wandernd, wird er überall mit Jubel begrüßt von den sehnsuchtsvoll auf ihn harrenden Völkern. Überall werden ihm Blumen auf den Weg gestreut; eine Kapelle von fröhlichen Vogelstimmen begleitet ihn. Er reist bequem und langsam; die alte Reichs-Postkutsche könnte ihn überholen; jeder Lausabzug läßt ihn im Fluge zurück; ein rüstiger Fußgänger vermag mit ihm Schritt zu halten; man nimmt an, daß er täglich im Durchschnitt nur etwa um vier Meilen dem Nordpol zuwandert. —

Mit diesen Worten schilberte der Botaniker Ferdinand Cohn das langsame Vordringen des Frühlings. In diesem Jahre hat er sich bei uns sogar vom Kalender überholen lassen, denn wer wenige Tage nach dem kalendermäßigen Frühlingsanfang mit uns auszog, um den ersten Blütenstrauch im Freien zu pflanzen, erlebte neben manchem Frühlingszeichen auch manche Enttäuschung. Da waren Birken, die von den fallenden Nesten schneebrüchiger Niefeln getroffen und verlegt worden waren und aus deren Wunden der bekannte Birkenzsaft in Menge ausgetreten war — in langen Eiszapfen hing er von den Windstößen herab, gleichsam ein Frühlingszeichen, denn der Winter noch einmal einen Stempel aufgedrückt hatte.

Noch immer waren es unscheinbare Blüten, aber keine „Blumen“, die uns daran erinnerten, daß der Kreislauf der Jahreszeiten wieder begonnen habe. Waren die Gräben am Waldwege auch zugefroren, tot und starr, so hingen doch unzählige blühende Kärgchen an den zahlreichen, von munteren Weisen belebten Haselsträuchern herab. Was sollten in frostigen Vorfrühling auch bunte Blumen, in denen der Botaniker keine dem Menschen zu Liebe geschaffene Augenweide erblickt, sondern Todapparate, bestimmt, den Flug der nach Blütenhonig ausschweifenden Insekten anzuziehen? So lange für den größten Teil der geflügelten Insekten noch Schlafenszeit herrscht, muß ein anderer Faktor die Rolle der Verbreitung des Blütenstaubs von Blüte zu Blüte übernehmen — der Wind. So sind die Haseln und Erlen, die Birken, Pappeln und Weiden sogenannte Windblüher.

Wir haben inzwischen einen uns bekannten Standort der blauen Anemone, Leberblümchen genannt, erreicht und begeben uns auf die Suche. Überall raschelt das trockne Buchenlaub unter unsren Füßen und nach einigen Minuten vergeblichen Suchens glauben wir bereits, noch zu früh gekommen zu sein. Aber unser Begleiter ist glücklicher gewesen und sein Freundensfuß lenkt unsre Schritte nach einer andern Stelle, wo uns hier und dort die niedlichen blauen Sterne entgegenleuchten. Es sind die Frühaufsteher unter den Blumen, denn die weißen und gelben Anemonen, das Lungenkraut und andre Frühlingsblumen des Buchenwaldes zeigen erst geringe Anfänge. Sie alle müssen zwar erblühen, ehe die Befaubung der Buchen den Waldboden in Schatten tauchen und den Blumen Licht und Luft rauben würde, aber bis dahin ist noch gute Weile! Die spigen Knospen der Buchen finden wir noch fest geschlossen und wir freuen uns um so mehr, daß das Leberblümchen sich ohne Not den Schlaf so früh aus den Augen gerieben hat. Bald fallen uns auch seine Blätter in die Augen, von zierlich dreilappiger Gestalt und etwas lederartig, so daß sie an Eichenblätter erinnern. Diese derbe Beschaffenheit gestattet ihnen auch die Leberwinterung. Die eigentümliche Form des Blattes soll unter Anwendung einiger Phantasie an die Lebergestalt erinnern. Daher stammt auch der Name des Pflänzchens, der an die Blütezeit der sogenannten Signaturlehre erinnert. Damals, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, suchte man nach Ähnlichkeiten zwischen Blättern und Blüten der Pflanzen und Teilen des menschlichen Körpers, um auf diesem Wege von höheren Mächten bestimmte Heilmittel gegen allerlei Krankheiten zu finden. Das Leberblümchen mußte als unschlagbares Mittel gegen Leberleiden herhalten, herzörmig gestaltete Pflanzenteile waren dazu bestimmt, Herzen zu heilen usw. So manche Namen sind auf diese Weise noch erhalten; wir haben ein Milzkraut, Gaudichail, Wohlverleisch zc. Das Leberblümchen heißt keine Leberleiden, aber wem es vergönnt ist, das blaue zarte Blümchen draußen unter den Buchen zu finden, dem treibt es die winterlichen Grallen in die Flucht. —

Kulturgegeschichtliches.

k. Das Leben in Badeorten in früheren Jahrhunderten. In dem neuen Buche „Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit“ von Hermann Peters findet sich über das BADELEBEN in den vergangenen Jahrhunderten folgende Zusammenstellung von Zeugnissen und Angaben aus jener Zeit: In manchen Badeorten waren in den Sommermonaten so viele Gäste, daß die Wohnungen nicht ausreichten und die Kurgäste in Zelten lagen. Von Pyrmont wird aus dem 17. Jahrhundert erzählt, daß aus Mangel an Schlafstellen die Hälfte der Gesellschaft nur bis Mitternacht schlief, während die andre Hälfte, welche bis dahin dem Vergnügen nachging, alsdann zur Ablösung ersahen. Mit der Verpflegung war es in vielen Bädern ebenso recht mangelhaft. So klagt der Nürnbergger Kaufmann W. Paumgartner im Jahre 1591 von Karlsbad in einem Briefe: „Sonst ist es allhie wahrlich ein sehr iyrödes Wildbad, da umbs Geld doch gar nichts zu bekommen, schier weder Wein noch Bier allhie hat“. Derselbe Gewährsmann besuchte im Jahre 1584 das Wildbad bei Lucca und berichtet über sein dortiges BADELEBEN in erhalten gebliebenen Briefen an seine Frau: „Und trink all Morgen früe nüchtern 2/3 Maß. Im Leib ein Gerimpel macht; macht mich aber im wenigsten gar nicht matt, als sonst die Purgaken zu thun pflegen“. Da sein Kopfweh nicht abnimmt, wendet er sich an drei Aerzte. Ueber ihren Rat schreibt er seiner Gattin: „Das fürnemst aber ihrem Fürgeden nach gewest wäre, (wenn) ich dem Wildbad als mit Baden und Docciren (Douchen), als daselbe Wasser auf die Hirnschalen, all Tag zwei Schind laufen, desgleichen auch an den Magen rimen lassen, recht und besser ausgewartet hätt“. Am Ende des 16. Jahrhunderts machte man die ersten Versuche, die Zusammensetzung der Mineralwasser kennen zu lernen. —

— Ein altägyptischer Lehrvertrag. In dem vor einiger Zeit von Grenfell und Hunt herausgegebenen zweiten Teil der „Oxyrhynchos Papyri“ befindet sich auch ein Lehrvertrag zwischen einem Meister und den Eltern des ihm in die Lehre gegebenen Jungen. Professor v. Wilamowitz-Möllendorff teilt das interessante Dokument in dem „Göttinger gelehrte Anzeiger“ mit: Tryphon, ein Weber aus Oxyrhynchos — Weberei war die Hauptindustrie dieser Stadt — läßt seinen Sohn wieder dieses Handwerks lernen. Der noch nicht 14 Jahre alte Junge soll ein volles Jahr lernen, für jeden veräumten Tag muß er nachlernen, oder der Vater zahlt Konventionalstrafe. Der Vater hat den Jungen zu nähren und zu kleiden; der Lehrling ist nur zu aller Arbeit des Handwerks verpflichtet. Er bekommt als Ersatz des Kostgeldes von dem Meister monatlich fünf Drachmen und als Ersatz der Kosten für Bekleidung am Ende der Lehrzeit zwölf Drachmen. Würde er nicht im Elternhause bleiben, so würde der Junge für seine Arbeit Kost und Kleidung erhalten. Wohnung spielt für solche einen Jungen keine Rolle, daher wird diese auch in dem Vertrag nicht erwähnt. Wenn Tryphon seinen Sohn vorzeitig wegnimmt, muß er außer der hohen Buße von hundert Drachmen an den Meister noch ebenso viel an die Gemeinde zahlen. Das Dokument stammt aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. —

Archäologisches.

— Die staatliche Gewürzniederlage im alten Rom. Der „Frank. Zeitung“ wird geschrieben: In der Sitzung der römischen Akademie der Lyncei vom 18. März hat Lanciani, der Erforscher des Grundplanes des antiken Rom, sehr bemerkenswerte Entdeckungen mitgeteilt. Es handelt sich um die Lagerräume der orientalischen Gewürze, die sogenannten horrea. Zweimal sind sie, unter Commodus und unter Carinus, abgebrannt, bis sie im vierten Jahrhundert der Basilica Constantiniana Platz machen mußten. Während die horrea bislang nur aus litterarischen Zeugnissen bekannt waren, hat der Ingenieur Boni, derselbe, der die Ausgrabungen am Forum leitet, unter den Trümmern jener Basilica den Grundriß der Lagerräume der Hauptsache nach festgestellt. Die Anlage besteht aus einer doppelten Reihe von Kammern, die einen Hof umschließen und von langen Gängen umgeben sind. Hier wurden die kostbaren Erzeugnisse Ostindiens, die piperataria, da der Pfeffer den wichtigsten Teil der Waren ausmachte, nachdem sie über Skoptos und Alexandria herbeigeschafft worden waren, vom Staate, der das Monopol besaß, aufgestapelt und vertrieben. —

Medizinisches.

— Das moderne Lichtheilverfahren. Ueber die Frage, ob das Lichtheilverfahren wissenschaftlich begründet ist, wird dem „Hamb. Korr.“ von medizinischer Seite geschrieben: „Die hervorragende Bedeutung des Lichts für alle lebenden Organismen, Pflanzen und Thiere ist schon lange bekannt. Während man aber Luft und Wasser schon lange zu Heilzwecken verwendet, ist es erst in letzter Zeit ermöglicht worden, auch das Licht diesen Zwecken dienlich zu machen. Es existieren bereits in verschiedenen Städten, auch hier in Hamburg, Spezialanstalten, die sich mit der Anwendung des elektrischen Lichts zu Heilzwecken beschäftigen. Hauptächlich sind es drei Momente, die bei der Begründung des Lichtheilverfahrens in den Vordergrund zu stellen sind: 1. Das Licht durchdringt die Haut. 2. Das Licht vermag die Bakterien zu hemmen, ja sie sogar abzutöten. 3. Das Licht hat eine pigmentierende, Blutkörperchen neu aufbauende Wirkung, erhöht den Stoffwechsel und hat dadurch einen anregenden Einfluß auf den ganzen Organismus. Vorausgesetzt muß gleich werden, daß durch genaue Prüfungen festgestellt ist, daß zwischen dem Sonnenlicht und dem elektrischen Bogenlicht in dieser Beziehung nur ein quantitativer, kein qualitativer Unterschied besteht. Die Intensität des vollen Sonnenlichts ist natürlich stärker, aber das Bogenlicht steht dem Sonnenlicht an nächsten unter allen künstlichen Lichtarten. Erhöht wird die Wirkung noch durch Einschaltung blauer Gläser, die alle gelben und roten Strahlen ausschneiden und die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen ihre Wirkung intensiver entfalten lassen. Durch sorgfältig durchgeführte und kontrollierte Experimente ist die Nichtigkeit dieser Sätze ganz unbezweifelbar festgestellt. Der Lichtreiz äußert sich vor allen Dingen auf die Haut, bedingt aber auch tiefgehende physiologische Veränderungen. Dafür sprechen die Beobachtungen Heims. Nach Bestreichung mit undurchsichtigem, kein Licht durchlassendem Lack gingen Krebsle bald zu Grunde, während Bestreichung mit durchsichtigem Lack ihnen nichts schadete. Für die Blutkörperchen-Neubildung sind die Versuche Grassensbergs von Bedeutung. Aus diesen geht hervor, daß die Haemoglobinmenge der roten Blutkörperchen unter Belichtung sich vermehrt, während sie im Dunkeln abnimmt. Dieser Umstand erklärt den äußerst günstigen Einfluß der Sonnen- und Lichtbäder bei Blutararm und Bleichsucht. Ueber die Beeinflussung des Stoffwechsels durch das Licht sind zuerst von Moleschott Versuche angestellt worden. Danach scheiden z. B. Frösche im Lichte für gleiche Einheiten des Körpergewichts und der Zeit ein Zwölftel bis ein Vierzehntel mehr Kohlenäure aus als im Dunkeln. Die Kohlenäuremenge steigt mit der Intensität des Lichts. Andre Versuche, die von Selmi und Vincentini an Hunden angestellt wurden, ergaben ähnliche Resultate. Die Tiere, die im Hellen und Dunkeln untersucht wurden, zeigten bezüglich der Sauerstoffaufnahme das Ver-

hältnis 116:110, der Kohlenäure-Abgabe 114:110. Der Einfluß des Lichts auf den Stoffwechsel ist durch diese Versuche unzweifelhaft erwiesen. Das sind in kurzen Zügen die feststehenden physiologischen Thatfachen, die zur Begründung der Lichttherapie angeführt werden können. —

Humoristisches.

— Mistrauisch. Krauthofbauer (der sich im Gasthaus ins Fremdenbuch eintragen soll, zögernd): „Sagen Sie, kommt das auch auf die Rechnung?“ — Gut bezeichnet. A.: „Die kleine Bella freut sich fabelhaft auf ihre Heirat!“ B.: „Ja, die ist geradezu honigmondsüchtig!“ — Vor allen Dingen. Lieutenant: „Sie, Herr Professor, ich mache jetzt bald eine Reise nach Italien, erkm aber kein Wort italienisch. Sagen Sie, bitte, — um der ersten Verlegenheit abzuhelfen —, was heißt denn auf italienisch „jottvoll?“ — (Weggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Ein Lustspiel „Seine Gestengen“ von Moiss Wohlgenuth fand im Münchener Residenz-Theater lebhaften Beifall. — Das 77. Niederrheinische Musikfest findet zu Pfingsten in Aachen unter Leitung von Schwiederath und Richard Strauß statt. Das Programm lautet: Erster Tag: Christus, Oratorium von Liszt. Zweiter Tag: Drei Orchesterstücke aus „Romeo und Julie“ von Hector Berlioz, Szenen aus dem zweiten Akt der Oper „Der Eid“ von Peter Cornelius, „Also sprach Zarathustra“, Tondichtung von Richard Strauß, die Neunte Sinfonie. Dritter Tag: „Nun ist das Heil“, Doppelchor mit Orchester und Orgel von J. S. Bach, Violinkonzert (Herr Haje), Frühling und Herbst aus „Die Jahreszeiten“ von J. Haydn, Vorspiel zum zweiten Akt aus „Ingalvelde“ von Max Schillings, zwei neue größere Gesänge mit Orchester von Richard Strauß, Schlußscene aus „Siegfried“ von Wagner. — Die diesjährige Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft wird am 23. April in Weimar abgehalten. Prof. Vulkhaupt-Bremen hält den Festvortrag über „Mann und Zeit bei Shakespeare und Schiller“. Als Festvorstellung wird „Timon von Athen“ im Weimarer Hoftheater gegeben. — Die französische Gesellschaft der Schriftsteller hat im Hinblick auf das bevorstehende Ablaufende der Schutzzeit für Balzac (d. h. dessen Rechtsnachfolger) Urheberrechte an dramatischen Werken der Theaterdirektoren benachrichtigt, daß sie die Aufführungsgebühren nach wie vor einzuziehen gedenke. Die Theaterleiter, welche die Zahlung verweigern, sollen von der Gesellschaft in den Dam gethan werden, d. h. für neue Werke sollen sie das Aufführungsrecht nicht erhalten. Diese Maßregel würde für die französischen Schauspielbühnen ein innerwährendes Urheberrecht bedeuten, wie dasjenige, das die französische Gesellschaft der Komponisten bereits durchgesetzt hat. — Der schwedische Zoologe G. Kallhof aus Uppsala will im Mai eine arktische Expedition unternehmen, auf der eine besondere Aufmerksamkeit den Moschusochsen in Ostgrönland zugewandt werden soll. Man will versuchen, lebende Tiere nach Schweden zu bringen, um sie in den nördlichen Gebieten einzugewöhnen. — Eine Inschrift des Portugiesen Diego Cam, der im Jahre 1484 zur Entdeckung neuer Länder an den westlichen Küsten Afrikas auszog, ist jetzt nach der „Voss. Ztg.“ von einem englischen Missionar wieder aufgefunden worden. Sie ist am linken Ufer des Congostromaufwärts an der Mündung des Popo auf Felsen eingegraben und bezeichnet den Punkt, bis zu dem der alte Forscher vorgedrungen war. — t. Von den Bewässerungsarbeiten am Nil berichtet der Londoner „Engineer“, daß gegenwärtig 23 000 Arbeiter dabei beschäftigt sind, darunter 20 000 Eingeborene. Neuerdings ist ein weiterer Katarakt bei Assuan in Angriff genommen. Kontraktmäßig soll das Unternehmen am 1. Juli 1903 beendet sein, die Fortschritte sind aber derart, daß man die Fertigstellung für ein Jahr früher erwartet. — t. Am 28. Januar erreichte das Thermometer in Melbourne im Schatten 40,7 und in der Sonne 70 Grad Celsius. — Eine Statistik über Erzeugung und Verbrauch geistiger Getränke in verschiedenen europäischen Ländern und in den Vereinigten Staaten ergibt: Im Jahre 1898 wurden 16 543 000 Gallonen Wein im Königreich Großbritannien verbraucht, das heißt 0,41 auf den Kopf der Bevölkerung; in Frankreich betrug der Verbrauch 940 390 000 Gallonen, also 2,64 auf den Kopf, in Deutschland 41 514 000, das heißt 0,77 auf den Kopf, in den Vereinigten Staaten 17 132 000, also 0,23 auf den Kopf. Der Bierverbrauch war 1898 im Königreich Großbritannien 1 282 470 000 Gallonen, 31,9 auf den Kopf der Bevölkerung; in Frankreich 211 332 000 Gallonen oder 5,5 auf den Kopf; in Deutschland 1 458 732 000 Gallonen oder 27,1 auf den Kopf, und in den Vereinigten Staaten 41 140 000 Gallonen oder 1,03 auf den Kopf. —